



AUF DIE VÄTER KOMMT ES AN

Wie
ihr Denken,
Fühlen und Handeln
unsere Kinder
von Anfang an
prägen

Lieselotte Ahnert

ullstein 

erst recht groß, wenn die Väter sogar berufliche Aufstiegschancen ausschlugen, um stattdessen mehr Zeit mit ihrem Kind zu verbringen.

Auch eine ambivalente Haltung der eigenen Partnerin konnte den Eindruck vermitteln, als wäre die Väterkompetenz nicht wirklich von hohem Wert: Wenn sich die Väter besonders gut um die Belange ihrer Kinder kümmerten, fühlten sich manche Mütter in ihrer eigenen Rolle verunsichert. Einerseits freuten sie sich über die väterliche Unterstützung, andererseits drängten sie die Partner gern zurück in die Arbeitswelt. Und wenn sich die Väter darauf einließen, wurde ihnen dieser vermeintliche Rückzug prompt wieder zum Vorwurf gemacht.

Es scheint jedenfalls, als würde es den Vätern heutzutage nicht immer leicht gemacht, ihre Väterkompetenzen zu entwickeln. Dabei braucht es mehr denn je Ermutigung und Unterstützung, damit die Väter ihre Fähigkeiten in der Betreuung ihrer Kinder erproben und entwickeln können.

Familie erweitern

Entwickelte väterliche Kompetenzen zahlen sich besonders dann aus, wenn das Paar ein zweites Kind bekommt. In der Regel ist nach der Geburt des ersten Kindes die Mutter die primäre Betreuungsperson, und das Kind ist auf sie fixiert. Anders ist dies bei der Geburt eines weiteren Kindes. Dann ist die Mutter vornehmlich mit dem Baby beschäftigt, und das Erstgeborene steuert in der Regel mehr als bisher den Vater an – und umso intensiver, je besser sich bereits eine gute Vater-Kind-Beziehung herausgebildet hat.

Bekanntlich reagieren Kinder auf die Geburt eines Geschwisterkindes häufig mit emotionaler Unausgeglichenheit, Impulsivität und Hyperaktivität. Sie verlangen damit nach einer Aufmerksamkeit, die sie nicht an das Baby abgeben wollen. Deshalb ist jetzt mehr denn je eine gemeinsame Elternschaft gefordert, die sich durch Kooperation auszeichnet und versucht, die grundverschiedenen Bedürfnisse beider Kinder unter einen Hut zu bringen.

Die Familienpsychologin Brenda Volling von der University of Michigan in den USA wollte vor allem verstehen, wie junge Eltern eine Zweitelternschaft entwickeln. Die Paare, die sie für ihre Forschungsstudien gewinnen konnte, hatten jeweils bereits ein Kind (jünger als 5 Jahre) und lebten nach eigenen Angaben entweder nach Partnerschaftsmodellen mit traditioneller oder egalitärer Aufgabenteilung in Haushalt und Kinderbetreuung. Volling ließ die Paare vor der Geburt des zweiten Kindes Fragebögen ausfüllen und schickte ihnen dieselben Fragebögen ein weiteres Mal zu, als das Baby vier Monate alt war. Sie interessierte sich für die Partnerschaftszufriedenheit und vor allem dafür, wie gut das Paar kooperieren und die Belastungen mit nun zwei Kindern bewältigen konnte. Von daher ging es bei den Fragen auch darum, wie häufig Meinungsverschiedenheiten und Konflikte zwischen dem Paar auftraten^[107].

Nach der Geburt des zweiten Kindes bewerteten die Paare anfänglich ihre Kooperation wenig optimal und berichteten erwartungsgemäß auch von Konflikten, die angestiegen waren. Volling war ursprünglich davon ausgegangen, dass egalitäre besser als traditionelle Paare die Herausforderungen der Zweitelternschaft bewältigten. Väter in egalitär ausgerichteten Partnerschaften waren es immerhin bereits nach der Geburt des ersten Kindes gewohnt, sich mit der täglichen Aufgabenverteilung auseinandersetzen und kooperieren zu müssen. Im Gegensatz dazu konnten Väter in traditionell ausgerichteten Partnerschaften weit weniger auf derartige Erfahrungen zurückblicken.

Wie die Untersuchung nun aber überraschenderweise ergab, machte dies alles bei der Zweitelternschaft überhaupt keinen Unterschied: An oberster Stelle stand bei beiden Modellen vielmehr die Qualität der Partnerschaft. Die Paare waren mittlerweile erfahrener und reifer geworden. Ihre allgemeine Zufriedenheit mit der Partnerschaft war weitaus wichtiger als kleine Alltagsdifferenzen und die gegenseitigen Erwartungen, wer von beiden was tun soll und hätte tun müssen. Womöglich gelang es den Paaren deshalb, im besten Sinne eine gemeinsame Elternschaft mit zwei Kindern zu etablieren.

Das Engagement der Väter für die Familie war dabei erneut stark abhängig von ihrer allgemeinen Zufriedenheit mit der Partnerschaft: Hatten sie das Gefühl, sich auf ihre Partnerin verlassen und ihre Zuneigung und Zärtlichkeit uneingeschränkt genießen zu können, mit ihr an einem Ort angekommen zu sein, der Geborgenheit ausstrahlt, dann kooperierten die Väter umso besser – und desto einmütiger agierte das Elternpaar. Demnach scheint es abermals so zu sein, dass es das Paar in einem hohen Maße in der Hand hat, wie sich die Vaterschaft entwickelt.

Wie aber tragen die Väter selbst zu einer zufriedenstellenden Zweitelternschaft bei? Diese Frage untersuchte der Psychologe Kurt Kreppner vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin schon in den 1980er-Jahren mit einem aufwendigen Unterfangen: Mit einem kleinen Team besuchte er junge Familien einmal monatlich über einen Zeitraum von zwei Jahren. Die Familien hatten ihr zweites Kind bekommen, als das Erstgeborene etwa vier Jahre alt war. Wenn der Vater von der Arbeit nach Hause kam, führten Kreppner und sein Team Gespräche über den Familienalltag – sie filmten die Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern beim gemeinsamen Spiel sowie bei anderen gemeinsamen Aktivitäten^[108].

Am Ende der Studie stellte Kreppner fest, dass die Erstgeborenen eine besondere Herausforderung für die Väter waren, weil sie plötzlich Bedürfnisse signalisierten, die aus ihrer Babyzeit stammten: Sie wollten beispielsweise viel mehr körperliche Zuwendungen erhalten als bisher, auf den Arm genommen und getragen werden und Babybrei zum Essen bekommen. Kreppner konnte beobachten, wie die Mehrzahl der Väter in einer geduldigen Art auf diese Bedürfnisse einwirkte. Wenn die Mütter mit dem Baby beschäftigt waren, war das nicht immer einfach. Dann griffen die Väter zumeist regulierend ein und hielten die Kinder zum Aufräumen an, stoppten ihre Spielaktivitäten, forderten sie vor den Mahlzeiten zum Händewaschen und vor dem Zubettgehen zum Zähneputzen auf und führten auch noch andere Kontrollen durch – es schien ihnen damit zu gelingen, das neue Familiensystem zu stabilisieren.

Als dann das Zweitgeborene mit etwa einem Jahr anfang zu laufen, Sprache zu verstehen und Regeln zu befolgen, entwickelte sich das Baby zu einem integrationsfähigen Familienmitglied. Die Mütter konnten sich nun auch dem Erstgeborenen wieder verstärkt zuwenden und die Väter sich intensiver als vorher mit dem Zweitgeborenen beschäftigen. Eine Balance zwischen dem väterlichen und mütterlichen Betreuungsverhalten war vorerst mit beiden Kindern hergestellt. Das Familiensystem konnte sich auf der Basis seiner eigenen Dynamik nun fortentwickeln.

Eine Vaterschaft krempelt das gesamte bisherige Leben eines Mannes völlig um. Gefordert sind deshalb Kompetenzen, die mit der Geburtsbegleitung der Partnerin beginnen, aber vor allem gefragt sind, wenn das Baby nach Hause kommt. Nicht selten entwickeln sich dann Probleme und Partnerschaftskrisen. Für die Väter muss es jetzt vorrangig um die Pflege der Partnerschaft, um Entlastungen im neuen Familienalltag und um Kompetenzen in der Kinderbetreuung gehen. Das Vaterglück wird dabei zum Dreh- und Angelpunkt der gemeinsamen Elternschaft: Es stärkt die Vaterrolle emotional und strahlt auf die Partnerschaft aus. Aber auch konkrete Handlungskompetenzen

werden benötigt, die einen flexiblen und souveränen Umgang mit dem Kind ermöglichen. Nicht immer wird es dabei den Vätern leicht gemacht, diese Väterkompetenzen zu entwickeln.

Kapitel 5

Miteinander ins Gespräch kommen

»Die Sprache ist [...] das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet.«

Wilhelm von Humboldt (1767–1835)

Wenn Kinder die Sprache für sich zu entdecken beginnen, entsteht eine ganz neue Qualität im Zusammenleben mit ihnen. Dabei erstaunt es schon, wie schnell die Kleinen ihre Muttersprache erlernen. Wie im Flug legen sie während der ersten Lebensjahre einen umfänglichen Wortschatz an und erwerben die grundlegenden Regeln für komplexe Sprachäußerungen. Schon im Alter von drei Jahren können sie die Menschen um sich herum sehr gut verstehen und sich verständlich machen.

Das alles ist schon erstaunlich genug. Noch erstaunlicher wird es, wenn man bedenkt, dass das, was ihnen ihre Eltern oder andere Erwachsenen an Sprache vermitteln, keineswegs immer als Vorbild oder Lernhilfe taugt. Oftmals artikulieren sie missverständlich und verschwommen, oft sind ihre Sätze grammatikalisch nicht richtig oder bis zur Unkenntlichkeit verkürzt. Man kann sich nur wundern, wie ein Kind unter diesen Umständen überhaupt die Sprache lernt.

Es war einer der führenden Linguisten des zurückliegenden Jahrhunderts, Noam Chomsky, der Theorie und Methode entwickelte, um die Vielfalt der Erscheinungsformen der mehr als 6000 menschlichen Sprachen dieser Welt in eine Systematik zu bringen. Diese sogenannte Universalgrammatik nutzte Chomsky auch dazu, um den schnellen Spracherwerb eines Kindes zu erklären. Danach sollte das Kind auf einen angeborenen Spracherwerbsmechanismus zurückgreifen können, der es befähigt, die wichtigsten Regelmäßigkeiten einer menschlichen Sprache umgehend zu erkennen und selbst anzuwenden. Chomsky betonte jedoch stets, dass auch ein angeborener Spracherwerbsmechanismus nicht bedeute, dass man auf die Welt kommt und bereits eine Sprache spricht. Alle Kinder würden jedoch mit derselben Fähigkeit geboren, in nur wenigen Jahren die eigene Muttersprache und mitunter sogar gleich mehrere Sprachen auf einmal sprechen zu können^[109].

Aufgrund dieser plausiblen Theorie wurde eine Zeit lang fast vergessen, dass der kindliche Spracherwerb in hohem Maße von seiner Umwelt geprägt wird. Es sind die Mütter und Väter wie überhaupt die umgebende Sprachwelt, durch die das Kind die Bedeutung der Wörter und Sätze in ihrer täglichen Anwendung kennenlernt. Wird es immer wieder mit neuen Begriffen und Satzkonstruktionen konfrontiert und werden die bereits bekannten Worte auf neue Alltagssituationen angewandt, kommt das Sprachlernen erst so richtig in Gang. Und zweifellos macht es da schon einen großen Unterschied, wie ein Kind aufwächst und wie aktiv sich Mütter wie Väter in den Spracherwerbsprozess einbringen^[110].

Gesprächsstrukturen aufbauen

Wie und ab wann können Eltern und vor allem Väter einem Kind beim Spracherwerb helfen? Viele wissen gar nicht, dass das Lernen von Sprache gleich nach der Geburt beginnt. Kaum ist das Baby auf der Welt, üben die Eltern mit ihm schon den Dialog. Das hat das Forscherehepaar Hanus und Mechthild Papoušek bereits Ende der 1980er-Jahre aufgedeckt^[111]. Im Forschungslabor für Entwicklungspsychobiologie der Universität München werteten die beiden Kinderärzte zunächst anhand von Film- und Tonaufzeichnungen aus, auf welche Weise Mütter mit ihren Säuglingen kommunizieren. Als sie auch die Väter einbezogen, machten sie eine Entdeckung, die sie so nicht erwartet hatten: Die Väter kommunizierten nach dem gleichen Muster wie die Mütter. Auch sie konzentrierten sich auf die Blickkontakte mit ihren Babys, rissen die Augen weit auf, zogen die Augenbrauen nach oben und lächelten das Baby an. Dabei brachten sie ihr Gesicht in das Blickfeld des Kindes und kamen ihm mit dem Kopf so nahe, dass der Augenabstand 20 bis 25 Zentimeter betrug.

Da von allen Sinnen eines Neugeborenen das Sehen am schlechtesten entwickelt ist, sind 20 bis 25 Zentimeter Augenabstand nun genau die Distanz, in der das Neugeborene noch am besten sieht. Interessanterweise nahmen die Väter diesen Abstand sogar auch dann ein, wenn sie unsicher waren, ob das Baby überhaupt dieses Sehvermögen schon besaß.

Die Väter ahmten außerdem die kindlichen Laute ihrer Babys spontan nach, sprachen langsam und melodios und wiederholten alles in einfacher Sprache mit hoher Tonfrequenz. Wie wir inzwischen wissen, passt diese Sprechweise optimal zum Auffassungsvermögen eines Säuglings – das Baby kann so die Lautstruktur und Sprachmelodie seiner Umgebungssprache optimal aufnehmen. Fängt es dann an zu brabbeln und Laute zu bilden, kann der Vater wie auch die Mutter oder jeder andere Mensch ein interaktionelles Wechselspiel mit dem Baby beginnen, das sich zum Dialog entfaltet. Eines scheint dabei jedoch ungeheuer wichtig zu sein: Damit der Säugling den Dialog aufrechterhalten kann, muss er erkennen, dass es seine Aktion war, durch die die nachfolgende Reaktion seines Gegenübers entstanden ist. Deshalb ist es äußerst wichtig, dass prompt reagiert wird: Verschiedene Forschungsteams haben herausgefunden, dass auf die Äußerung eines Babys in weniger als einer Sekunde reagiert werden sollte^[112].

Erfolgt die Reaktion verzögert, ist das Baby nicht in der Lage, sie auf seine eigene Äußerung zu beziehen – diese Reaktion erscheint dann wie ein neues Angebot. Und der Dialog ist an diesem Punkt unterbrochen. Dem Baby bleibt so die Erfahrung verwehrt, dass es durch seine Aktion eine Reaktion hervorgerufen hat. Hat das Baby jedoch begriffen, dass es etwas bewirkt und sein Lächeln und Lallen erwidert wird, lächelt und lallt es umso häufiger. Das Ergebnis: Die Kommunikation dehnt sich aus und bekommt durch ihr Hin und Her die typische Struktur eines Dialogs.

Mutter Natur hat es so eingerichtet, dass Väter mit ihren Babys genauso wie Mütter kommunizieren. Und Väter sind darin oftmals sogar spontaner und folgen ihrer Intuition unbekümmerter als so manche Mutter, die es besonders gut machen will. Mütter wollen gern das Baby in eine bestimmte Richtung lenken, etwa dass es wieder so lächelt wie vorhin. Väter gehen zumeist anders vor: Ohne ein bestimmtes Ziel schauen sie einfach, wie das Kind auf sie reagiert, und beobachten neugierig, wie der Reaktionsrahmen des Babys ist. Ihnen ist dabei egal, ob ihre Art der Kommunikation auf andere merkwürdig oder einfältig wirkt – Hauptsache, sie sind in Kontakt mit ihrem Nachwuchs. Damit haben die Väter einerseits recht, andererseits zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass es für sie gar nicht so einfach ist, überhaupt Gelegenheiten zu haben, mit ihrem Baby in Kontakt zu kommen.